

Wolfgang Huber

Predigt im Münster zu Heilsbronn

am 26. Oktober 2014

Jesaja 2, 1-5

Liebe Gemeinde,

hier in Heilsbronn haben Sie die jährliche Friedensdekade dieses Mal schon im Oktober begonnen; und die Einkehrtagung des Johanniterordens, deren Teilnehmer sich heute mit der Ortsgemeinde im Gottesdienst vereinen, hat sich in den letzten zwei Tagen ebenfalls mit der Verantwortung für den Frieden beschäftigt. Diese Konzentration in unserem Nachdenken und Beten antwortet auf eine sehr beunruhigende, ja explosive Weltsituation. Inmitten einer ebenso gefährlichen wie gefährdeten Welt suchen wir nach Wegen aus der Gefahr. Wir hoffen auf Übergänge von der Herrschaft der Gewalt zum Frieden, von der Verherrlichung der eigenen Nation zur Versöhnung unter den Völkern, von einem Missbrauch der Religion für heilige Kriege zur Seligpreisung der Friedensstifter, vom Kriegshandwerk zur Arbeit für den Frieden. Für diese Umkehr gibt es ein starkes und unvergessliches biblisches Bild. Es findet sich in einem prophetischen Abschnitt, der mehrfach überliefert ist. Im zweiten Kapitel des Jesajabuchs lesen wir:

Dies ist's, was Jesaja, der Sohn des Amoz, geschaut hat über Juda und Jerusalem: Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des HERRN Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über alle

Hügel erhaben, und alle Heiden werden herzulaufen, und viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. Und er wird richten unter den Heiden und zurechtweisen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Speiße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Kommt nun, ihr vom Hause Jakob, lasst uns wandeln im Licht des Herrn.

Diese prophetische Vision ist zweieinhalbtausend Jahre alt. Aber sie trifft mitten in unsere Gegenwart. Sie erinnert uns daran, dass wir auch heute weit hinter dem zurückbleiben, was der Prophet seinen Zeitgenossen, aber auch uns Späteren als Verheißung und Auftrag Gottes nahe bringen will. Denn seine Vision hat einen klaren Ort: den Zion, den Tempelberg in Jerusalem, der Stadt des Friedens. Dorthin sollen die Menschen aus den verschiedenen Völkern sich aufmachen, nichts Trennendes soll sie am gemeinsamen Weg hindern, einem Weg des Friedens. Auf diesem Weg werden sie erkennen, dass Kriegswerkzeug zu besseren Zwecken als denen der tötenden Gewalt eingesetzt werden kann. Schwerter können zu Pflugscharen umgeschmiedet werden, die Schärfe von Speeren kann dazu eingesetzt werden, Reben zu beschneiden, damit sie Weintrauben tragen, die köstlichen Früchte des Herbstes. Die nachwachsende Generation soll nicht mehr das Kriegshandwerk lernen, sondern sich im Frieden üben.

An die Stadt Jerusalem heftet sich diese starke Vision, an die Stadt des Friedens. Doch wir erleben bis zum heutigen Tag, wie diese Stadt ihre Berufung verfehlt, wie sie zum Zankapfel der Völker im Nahen Osten, ja auch zum Zankapfel der Religionen wird. Zwischen Israel und den Palästinensern wird wieder und wieder Krieg geführt. Keiner kann sie mehr zählen. Auch in der Zivilbevölkerung fordert die Auseinandersetzung ihre Opfer; elementare Gebote des Völkerrechts werden missachtet. Der syrische Bürgerkrieg dauert fort. Eine Miliz mit dem Namen „Islamischer Staat“ attackiert nicht nur christliche und jesidische Dörfer im Irak, sondern will auch ganze Städte unter ihre Gewalt bringen, in Syrien wie im Irak.

In der Region, in der die Friedensvision des Jesaja entstand, herrschen Hass und Unversöhnlichkeit, ja ein Geist des Völkermords. Der Name Gottes und die Berufung auf seine Allmacht werden missbraucht, um zwischen den Menschen Zwietracht zu schüren und Gewalt gegen Soldaten wie gegen Zivilisten zu rechtfertigen. Jemand, der aus dieser Region stammt, schrieb mir vor kurzem: „Im Blick auf den Nahen Osten ist Versöhnung gerade fast schon eine messianische Hoffnung.“

Aber nicht nur im Blick auf den Nahen Osten brauchen wir eine solche Hoffnung. Die Situation in der Ostukraine zeigt uns Zwietracht und Hass auch vor unserer eigenen europäischen Haustür. Europa wird wieder und wieder als ein „Haus des Friedens“ bezeichnet; den tiefen Sinn der europäischen Einigung erkennen wir darin, dass von diesem Kontinent, der Ort und Ausgangspunkt der schrecklichsten Kriege des vergangenen Jahrhunderts war, nun ein

Geist des Friedens, eine Kultur des Friedens und eine gelebte Praxis des Friedens ausgehen sollen. Ein solches Selbstverständnis ist kein sicherer Besitz. Die Schwerter müssen immer wieder zu Pflugscharen umgeschmiedet werden. Immer wieder müssen wir dagegen aufstehen, dass aus Glocken Kanonen gegossen werden, wie das in unserem Land während der beiden Weltkriege in großer Zahl geschah. Mögen doch die Glocken aller Gotteshäuser ein für allemal Friedensglocken sein!

Dafür können wir an ein Ereignis anknüpfen, an das wir uns in diesen Tagen intensiv erinnern. Die allermeisten wissen noch, wo sie sich am 9. November befanden und unter welchen Bedingungen sie von der Öffnung der Berliner Mauer hörten. Dankbar blicken wir auf 25 Jahre seit der Friedlichen Revolution von 1989 zurück. In jenem Jahr haben die Kirchen sich wirklich als Orte des Friedens bewährt. Ausgehend von den Friedensgebeten oder den „Gebet für unser Land“, wie sie auch hießen, setzte sich ein Geist durch, für den zuvor schon mutige Schülerinnen und Schüler in der DDR eingetreten waren, als sie das Symbol „Schwerter zu Pflugscharen“ auf ihren Jacken trugen. Sie machten sich die Vision des Propheten Jesaja zu Eigen. Sie unterwarfen sich nicht der Logik militärischer Abschreckung, sondern bekannten sich zu einem Frieden, der nicht auf dem Weg militärischer Sicherheit zu gewinnen ist. Sie nahmen dafür persönliche Nachteile im Kauf. Im Jahr 1989 setzte sich genau dieser Geist durch. Die erste erfolgreiche Revolution auf deutschem Boden war eine Revolution „ohne Gewalt“. Wir erinnern uns in großer Dankbarkeit an eine Revolution der Kerzen und Gebete.

Zu ihren Quellen gehörte eine Friedensbewegung, die sich um die prophetische Vision sammelte, nach der Schwerter zu Pflugscharen und Speere zu Winzermessern umgeschmiedet werden. Die geschichtliche Ironie bestand darin, dass man sich dafür auf ein Monument berufen konnte, das die Sowjetunion den Vereinten Nationen zum Geschenk gemacht hatte. Diese gewaltige Skulptur des sowjetischen Künstlers Jewgeni Wutschetitsch vor dem Gebäude der Vereinten Nationen in New York zeigt einen kräftigen Schmied, der ein Schwert zu einer Pflugschar umschmiedet. Dieses offizielle Geschenk der sowjetischen Regierung wurde zum Symbol der Friedensbewegung in der DDR und zum Impuls für die Friedliche Revolution von 1989 – welche eine verheißungsvolle Ironie!

Vor 25 Jahren erkannte man auch klar, dass man Frieden nicht auf den Schutz vor Gewalt beschränken darf, so wichtig er auch ist. Zum Frieden gehört die Freiheit des Sprechens, des Glaubens und der persönlichen Lebensführung. Er schließt die demokratische Mitbestimmung und die Anerkennung des Rechts ein. Er ist angewiesen auf den Respekt vor unterschiedlichen Überzeugungen, die Anerkennung der Fremden und das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft. Frieden und Gerechtigkeit lassen sich nicht voneinander trennen; die Bewahrung der Natur und die Fürsorge für die Lebensbedingungen derer, die nach uns kommen – all das ist eingeschlossen, wenn wir zugleich mit der Ehre Gottes auf Erden Frieden erbitten und selbst für ihn eintreten.

Die Geschichte der letzten einhundert Jahre, die wir in diesem Jahr auf so vielfache Weise bedenken, war nicht nur eine Geschichte der Gewalt. Es war auch eine Geschichte der Zivilcourage. Menschen ließen sich durch ihren Glauben zum aufrechten Gang ermutigen. Sie erhoben ihre Stimme zur rechten Zeit. Sie ließen sich nicht einschüchtern. Sie wussten: Wir sind nicht allein. Sie sahen unsere Erde im Licht der Liebe Gottes.

Wenn wir der Ehre Gottes Raum geben, wird uns die gleiche Würde aller Menschen wichtig. Ihr Leben verdient ebenso viel Achtung wie unser eigenes; ihre Würde ist nicht abhängig von Staatsangehörigkeit oder gesellschaftlicher Stellung. Ohne Gewalt für den Frieden einzutreten, bleibt unser oberstes Ziel. Der Vorrang ziviler vor militärischen Mitteln, der Vorrang der Verständigung vor der Vergeltung leitet unser Handeln. Und wenn der Einsatz von Gewalt unausweichlich wird, dann darf er allein der Wiederherstellung des Rechts dienen und muss deshalb auch an die Maßstäbe des Rechts gebunden sein.

Das Bild, dass Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden, dass Speere in Winzermesser verwandelt werden können, ist auch heute aktuell. Denn heute wie morgen geht es darum, dass wir dem Gott des Friedens die Ehre geben und an unserem Ort, im Kleinen wie im Großen, den Frieden zu wahren, zu fördern und zu erneuern. Genau darin liegt die Brücke zwischen der Reformation Martin Luthers und der Politik, die genauer zu erkunden wir uns in diesem Jahr bei der Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 zur Aufgabe gestellt haben. Kurz und bündig sagt der Reformator Martin Luther dazu, in Anknüpfung an Jesu Seligpreisung der

Friedfertigen: „Die Friedfertigen sind mehr denn Friedsame, nämlich die den Frieden machen, fördern und erhalten unter andern. Wie Christus uns bei Gott hat Frieden gemacht.“ Dazu gebe Gott seinen Segen. Amen.